
Biographische Gründungsszenen als nicht wegzudenkende Entdeckungszusammenhänge

2

Uwe Schimank

Wissenschaft – auch Sozialwissenschaft – steht und fällt damit, dass sie mehr als Meinungen produziert; und das schließt ein: mehr als nur Vorurteile reproduziert. Darüber, wie Diabetes entsteht und behandelt werden kann, ob und in welchem Maße der Klimawandel auf menschliches Handeln zurückgeht oder ob die gestiegene Berufstätigkeit von Frauen Mitursache für zunehmende Ehescheidungen ist: Bezüglich solcher Fragen sollen wissenschaftliche Erkenntnisse individuelle, vor allem aber kollektiv verbreitete Meinungen überwinden und uns sagen, wie es sich wirklich verhält.

Die Wissenschaftstheorie unterscheidet bekanntlich Entdeckungs- und Begründungs- bzw. Rechtfertigungszusammenhänge wissenschaftlicher Erkenntnisse (Reichenbach 1986). Erstere sind gemäß der gängigen, an den Naturwissenschaften geschulten Methodologie für den Wahrheitsgehalt wissenschaftlicher Aussagen belanglos – mehr noch: Man sollte tunlichst von ihnen absehen, damit sie Aussagen keinen falschen Wahrheitskredit verschaffen. Es wird zugestanden, dass bei der Entdeckung neuer Erkenntnisse vielfältige psychologische und soziale Mechanismen eine Rolle spielen können, die einzelnen Forschern oder auch Gruppen von Forschern gleichsam mehr oder weniger starke, von diesen unbemerkte Blickverzerrungen auferlegen können. Doch die Prüfung dieser Erkenntnisse in der größeren wissenschaftlichen Gemeinschaft, die nicht oder weniger stark diesem Entdeckungszusammenhang ausgesetzt gewesen ist, wirkt dann als Korrektiv. Hier wird der Begründungszusammenhang von allen Restbeständen des Entdeckungszusammenhangs gereinigt und als solcherart dekontextualisierter abgegrenzt.

U. Schimank (✉)
Universität Bremen, Bremen, Deutschland
E-Mail: schimank@uni-bremen.de

Soweit die Wissenschaftstheorie! Es kann hier dahingestellt bleiben, inwieweit die Naturwissenschaften diesem Bild entsprechen oder zumindest nahe kommen können oder nicht. In den Sozialwissenschaften und speziell in der Soziologie stellt sich das jedenfalls erheblich anders dar. Das gilt zweifellos – man lasse nur die im vorliegenden Band angesprochenen Protagonisten Revue passieren – für die allgemeine soziologische Theorie mit der Sozialtheorie als ihrem Kern.¹ Vor diesem Hintergrund werde ich in einem ersten Schritt, Theorie-treiben gleichsam arbeitssoziologisch betrachtend, darlegen, wieso sich Entdeckungszusammenhänge von Sozialtheorie immer wieder in sie einschreiben; und in einem zweiten Schritt zeige ich Konsequenzen dessen für die soziologische Theorie-Arbeit auf.

2.1 Lebenserfahrung und Sozialtheorie

Soziologinnen sind auch nur Menschen. Mit dieser zugegeben äußerst banalen Feststellung muss man sich vor allem klar machen, dass Soziologietreiben nur eine der vielen Teilzeitbeschäftigungen einer Soziologin ist. Ihre alltägliche Lebensführung ebenso wie ihre sich aufbauende Lebensgeschichte und die aus beidem sich speisende Lebenserfahrung umfasst vieles mehr, auch subjektiv Wichtigeres und Prägenderes. Diese Einbettung einer Teilzeitbeschäftigung – und das ließe sich über alle von ihnen sagen – in das Gesamt individueller Lebenserfahrung wird umso bedeutsamer, je offener die Vorgaben sind, die das Teil sich selbst im Rahmen des Ganzen setzt. Wenn eine Teilzeitbeschäftigung aus sich heraus präzise Tatsachenfeststellungen und strikte Regeln des Umgangs mit diesen Tatsachen auferlegt, haben Einflüsse der sonstigen Lebenserfahrung wenig Chancen, das Denken und Handeln in der Teilzeitbeschäftigung zu prägen. Das sieht man am deutlichsten an denjenigen Bestandteilen von Teilzeitbeschäftigungen, die durch Konditionalprogramme bestimmt werden, am strengsten in Form von Algorithmen. Dort, wo die Teilzeitbeschäftigung Berufstätigkeit – etwa eines Verwaltungsbeamten – z. B. darin besteht, die Korrektheit von Dienstreiseabrechnungen anhand des Reisekostengesetzes und seiner Ausführungsbestimmungen zu prüfen, sind wenig Spielräume für aus anderen Sphären der eigenen Lebenserfahrung herkommende Einflüsse auf die

¹ Sozialtheorie wird hier als Umschreibung für Perspektiven, Konzepte und Modelle verwandt, die auf prinzipiell jeden soziologischen Gegenstand – von flüchtigen Interaktions-episoden bis zur Gesellschaft insgesamt – angewandt werden können. Oftmals wird zwischen Sozial- und Gesellschaftstheorie nicht unterschieden – siehe aber klarstellend Luhmann (1984, S. 15–18).

Prüftätigkeit. Manchmal mag sich der Prüfende, der bei seinem nicht allzu hohen Einkommen eine durchgängig sparsame Lebensführung pflegt, darüber ärgern, wie großzügig ein hochrangiger Dienstreisender sich auf Kosten des Steuerzahlers ein Taxi spendiert hat, und ihn zumindest dadurch noch etwas piesacken, dass die Abrechnung mit der Aufforderung zu einer eingehenderen Begründung erst einmal wieder zurückgesandt wird. Aber insgesamt handelt der Prüfende hier – und so soll es ja auch sein – so, als gäbe es seine Lebenserfahrungen aus anderen Teilzeitbeschäftigungen gar nicht. Er folgt der Eigenlogik des Regelwerks. Dieses Ausblenden der anderen, nicht zur Prüftätigkeit gehörenden Lebenserfahrungen fällt ihm umso leichter, je indifferenter er dem gegenübersteht, was er da prüft – je weniger lebensbedeutsam für ihn ist, was seine Prüfungen ergeben. Diese Indifferenz fehlt, wenn der Prüfer sich über das verschwenderische Gebaren des Dienstreisenden ärgert; aber zumeist ist ihm völlig egal, wer warum und wie wohin gereist ist.

Regelfixiertheit des Tuns und existentielle Indifferenz ihm gegenüber sorgen also je für sich und oftmals auch im Zusammenwirken dafür, dass ein Akteur eine Teilzeitbeschäftigung „sine ira et studio“, ohne Beimischung sachfremder Einflüsse ausübt. So etwas kommt durchaus auch beim Soziologie-treiben vor: wenn man etwa im Rahmen einer relativ präzise formulierten Theorie mittlerer Reichweite argumentiert oder den klar vorgegebenen Schritten einer Methode der Datenerhebung oder -auswertung folgt. Dann mag man durch die Zugzwänge der Regeln zu Ergebnissen gelangen, die einem beispielsweise als politischer oder religiöser oder sportbegeisterter Mensch gar nicht gefallen – doch man kann als Soziologe sozusagen nichts daran drehen, dass man z. B. aus bestimmten Theorien eine Dopingfalle des Spitzensports herleitet. Und natürlich nimmt man so etwas auch umso eher hin, je weniger man in seinem sonstigen Leben von dem jeweiligen Gegenstand des Soziologie-treibens affiziert ist. Enthält dieser hingegen Objekte der Verehrung, des Begehrens oder des Hasses, fällt die Selbstdisziplinierung zur Werturteilsfreiheit nicht nur einem Max Weber äußerst schwer.

Betrachtet man nun vor dem Hintergrund dieser Überlegungen Soziologen, insoweit sie sozialtheoretische Grundlagenarbeit leisten, wird schnell klar:

- Sie unterliegen von der Natur der Sache her keiner hohen Regelfixiertheit ihres Theorietreibens. Denn sozialtheoretische Grundlagenarbeit startet letztlich auf einer tabula rasa. Es gibt praktisch keine unumstößlichen Gewissheiten;² man muss vielmehr umgekehrt erste Prämissen z. B. darüber setzen, was Handeln und Interaktion ist oder wie soziale Ordnung sich herstellt.

² Man kann zwar insbesondere anthropologische Aussagen als Startpunkte übernehmen; aber das bleibt stets bezweifel- und bestreitbar.

- Nicht selten spielt weiterhin auch noch eine unaufhaltsame existentielle Betroffenheit hinein. Das kann ein mehr oder weniger diffuses oder spezifisches Leiden an Gesellschaft oder Sozialität schlechthin oder an einer bestimmten Gesellschaftsform sein; es kann aber auch umgekehrt ein Grundvertrauen in gesellschaftliche Ordnung oder ein Fortschrittsoptimismus sein.

Beides zusammen – mangelnde Regelfixiertheit und existentielle Betroffenheit – öffnet ein breites Einfallstor für sonstige Lebenserfahrungen in Sozialtheorie; und entsprechend bedeutsam werden und bleiben „lebensgeschichtliche Schlüsselerfahrungen“ (Farzin und Laux, in diesem Band) als Entdeckungszusammenhang. Es kann gar nicht anders sein.

Bei den im vorliegenden Band diskutierten Sozialtheoretikern wird dies von den Interpreten sehr einleuchtend für Jürgen Habermas, Pierre Bourdieu und Erving Goffman herausgestellt. So zeigt Stefan Müller-Doohm für Habermas auf, dass zum einen eine individuelle Sprachbehinderung, zum anderen die Generationserfahrung des Endes des Nationalsozialismus „Wurzeln im Leben“ (Müller-Doohm, in diesem Band) sind, aus denen eine Sozialtheorie des kommunikativen Handelns und der kommunikativen Verständigung mit entsprechenden gesellschaftstheoretischen Akzenten auf Demokratie, einer Relativierung des Nationalstaats und einer Kapitalismuskritik erwächst. Hilmar Schäfer sieht in Bourdieus Militärdienst in der algerischen Übergangsgesellschaft in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre den Ursprung der für ihn zentralen Theoriefigur des „gespaltenen Habitus“ – wobei man noch Bourdieus eigene Erfahrungen als Aufsteiger aus der Provinz in den Pariser Intellektuellenkreisen hinzunehmen kann. Andreas Pettenkofer schließlich führt Goffmans Perspektive auf Interaktion auf den „Blick des stigmatisierten Aufsteigers“ zurück: der Jude aus der kanadischen Provinz, der eine Frau aus einer reichen Oberschichtfamilie von der Ostküste der Vereinigten Staaten heiratet.

Man würde auch bei weiteren Sozialtheoretikern entsprechend fündig werden – wenn man etwa bei Charles Taylor den Lebenserfahrungen nachginge, die in das von Hartmut Rosa herausgearbeitete Gegenüber der zwei starken Metaphern von „Wüste“ und „Oase“ als negativer bzw. positiver Welterfahrung eingegangen sind. Oder man könnte, einer Gegenüberstellung Armin Nassehis (2004) folgend, fragen, woher es rührt, dass Niklas Luhmann derjenige Sozialtheoretiker ist, der mit seiner Theorie funktionaler Differenzierung vor allem die Sachdimension, also die Autonomie des Verschiedenartigen, akzentuiert, während Bourdieu dieselben Phänomene in seiner Feldtheorie viel stärker in ihrer Sozialdimension, also hinsichtlich der Umkämpftheit dieser Autonomie, thematisiert. Ein Teil der Antwort könnte wiederum in unterschiedlicher sozialer Herkunft und unterschiedlichen nationalen Kontexten liegen: Luhmann war eben kein Aufsteiger wie Bourdieu,

und er lebte in einem Land, das nach der nationalsozialistischen Politisierung und dann Militarisierung der gesamten Gesellschaft die Autonomie der „Wertsphären“ ganz besonders als Selbstverständlichkeit jenseits aller Konflikte reklamiert. Selbst die von Matthias Lanza diskutierten Erfahrungen des späten Luhmann mit den äußeren und inneren Grenzen funktionaler Differenzierung in der Dritten Welt und in Süditalien beinhalten keine offen ausgetragenen Konflikte, nur ein fatalistisches Herausfallen bzw. Draußenbleiben von Teilen der Bevölkerung aus vielen Teilsystemen bzw. eine klammheimliche, den Anschein wahrende, klientelistische Selbstbedienung bei der teilsystemischen Leistungsproduktion. Und auch an Luhmanns (1984, S. 148–162) Fassung von doppelter Kontingenz als Koordinationsproblem wird deutlich, dass er soziale Ordnungsbildung nicht konfliktthaft interpretiert, sondern auf Überwindung mangelnder kognitiver Erwartungssicherheit reduziert – anders als etwa die spieltheoretische Lesart doppelter Kontingenz als Prisoner’s Dilemma bei Rational-Choice-Sozialtheoretikern (Raub und Voss 1986).

Wie schon diese wenigen Beispiele zeigen, kann der biographische Entdeckungszusammenhang einer Sozialtheoretikerin ganz Verschiedenes ausmachen. Es kann um Erfahrungen gehen, die viele, manchmal über Generationen hinweg, ähnlich machen – etwa sozialen Aufstieg oder ein diktatorisches Regime. Es kann aber auch um sehr idiosynkratische Erfahrungen gehen – etwa eine seltene körperliche Behinderung, ein individuelles religiöses Erweckungserlebnis oder eine einzigartige Familienkonstellation. Wichtig ist auch, dass kein Determinismus derart besteht, dass eine bestimmte Erfahrung diese und keine andere Theorieentscheidung auferlegt. Das ist vielmehr kontingent, hängt also vom Zusammenspiel mit weiteren Erfahrungen ab. Man sieht dies etwa an den sehr verschiedenen sozialtheoretischen Schlüssen, die Habermas und Luhmann (1985, S. 128, 129) aus der gemeinsamen Erfahrung von Nationalsozialismus und Ende des Zweiten Weltkriegs gezogen haben.

Grundsätzlich umfasst das Spektrum derartiger theorieprägender Lebenserfahrungen all jenes, was wir mehr als über soziologische Theoretiker über Schriftsteller, Maler oder Musiker kennen – weil solche Zusammenhänge für Künstler nicht nur als zulässig, sondern in der Moderne oftmals geradezu als Authentizitätsbeweis des Werks gelten. Bei vielen Künstlern neigen wir ja geradezu zu dem vorschnellen Schluss, dass ihr Werk nichts als Widerspiegelung ihrer Biographie sei – während wir bei Wissenschaftlern meinen, völlig von der Biographie absehen zu können. Ganz im Gegensatz zur Wissenschaft wird also vom Kunstpublikum der Entdeckungs- gleichsam als Begründungszusammenhang genommen.³

³ Während die Literaturwissenschaft inzwischen in ihren Hauptströmungen nichts als den Text betrachtet, also dezidiert u. a. vom Autor und dessen Erfahrungen und Intentionen

Ohne soweit zu gehen und soziologische Theorie biographisch radikal zu individualisieren, hätte ich schon die generelle Vermutung, dass man „lebensgeschichtliche Schlüsselerfahrungen“ nicht nur – wie Sina Farzin und Henning Laux zu meinen scheinen – hinter einem Teil derjenigen sozialtheoretischen Gründungsszenen findet, die sie als „empirische Szenen“ bezeichnen (Farzin und Laux, in diesem Band). Auch die anderen Arten von „empirischen Szenen“ sowie die „analytischen“ und „normativen Szenen“ dürften biographisch aufgeladen sein.⁴ So könnte man sich Manches dazu ausmalen, warum etwa Georg Simmel immer wieder triadische Konstellationen betrachtet oder Harrison White den Spielplatz als zentrale Veranschaulichung seines soziologischen Blicks wählt. Aber ich will darüber hier nicht weiter spekulieren, sondern zu der Frage übergehen, welche Implikationen diese biographischen Aufladungen von Theorieentscheidungen haben.

2.2 Implikationen für die Theorie-Arbeit

Anfangsentscheidungen einer Theoriekonstruktion sind zwar für die weitere Arbeit nicht sakrosankt, gehören aber doch zum inneren Kern einer Perspektive, wo möglichst nichts revidiert wird, weil damit größerer Änderungsbedarf bei vielen Folgeentscheidungen einherginge⁵ – siehe als Demonstrationsobjekt nur Luhmanns Theorie-Umbau auf „Autopoiesis“ und „Kommunikation“. Wenn also explizite oder implizite sozialtheoretische Anfangsentscheidungen biographisch aufgeladen sind, läuft das darauf hinaus, dass Lebenserfahrungen der Theoretikerin die weitere Entfaltung der Perspektive maßgeblich dirigieren und diese Engführungen nicht so ohne weiteres zur Disposition gestellt werden können. Am klarsten hat von den vorliegenden Rekonstruktionen von Gründungsszenen Pettenkofer für

absieht. Das ist als fachliche Strategie sehr plausibel. Denn während für die Textinterpretation ein eigenes fachliches Kompetenzmonopol reklamiert werden kann, müsste man bei der Betrachtung biographischer Bezüge als Psychologe, Soziologe oder Historiker dilettieren oder dieses Feld Vertretern der anderen Fächer überlassen.

⁴ Hella Dietz sieht noch viel grundsätzlicher in ihrem Beitrag zu diesem Band, John Dewey folgend, dass jede Theoriebildung „unhintergebar an ein konstitutives Handlungsproblem gebunden bleibt“, also an die Lebenspraxis des Theoretikers. Soweit würde ich nicht gehen, weil ich eben in dem Maße, wie Theorie-Arbeit bereits fixierten Regeln unterworfen ist, eine Eigenlogik dieses Regelwerks walten sehe.

⁵ Man kann hier Imre Lakatos' (1970) Verständnis von „Forschungsprogrammen“ zugrunde legen.

Goffman herausgestellt, welche „blinden Flecken“ (Pettenkofer, in diesem Band) dessen angesprochener Aufsteiger- und Stigmatisierten-Blick auf die „interaction order“ aufweist. Interaktion erscheint Goffman als allgegenwärtig bedrohliche Quelle von Angst und Scham, so dass man keine Sekunde unachtsam sein darf und sich überhaupt niemals einfach nur dem Interaktionsverlauf überlässt, sondern stets sich selbst beobachtend neben sich steht. Goffman ist damit nicht der allgemeine Interaktionstheoretiker, als der er gesehen wird und sich selbst versteht; sondern der Geltungsbereich seiner Theorieperspektive bezieht sich nur auf einen Ausschnitt des Phänomenbereichs.

Was Pettenkofer sehr plastisch für Goffman aufzeigt, müsste und könnte sich genauso als Beschränkungen – durchaus doppeldeutig gemeint – anderer sozialtheoretischer Perspektiven durch nicht wegdenkbare biographische Befangenheiten transparent machen lassen; weitere Beiträge des Bandes bieten hierzu noch Einiges. Möglichst genau zu beantworten ist jeweils die Frage: Was vermag Habermas oder Bourdieu oder Luhmann an Sozialität nicht oder nur unscharf zu sehen – oder: Wo sind sie jeweils farbenblind? Man könnte solche theoretischen Beschränkungen freilich auch durch kritische Reflexion einer Sozialtheorie vor dem Hintergrund von empirischen Studien und sozialtheoretischen Alternativen aufspüren, was ja vielfach geschieht. Warum sich also in die Tiefen der Biographie eines Theoretikers hinein begeben – was sowieso oftmals gar nicht möglich ist?

Um es ganz deutlich zu sagen: Meine Überlegungen zur Relevanz von Lebenserfahrungen sind nicht als Plädoyer für eine durchgängige Biographieanalyse von Sozialtheoretikern zu verstehen. Sie sollen lediglich darauf gefasst machen, dass ansonsten unverständliche Lernblockaden einer Theorieperspektive auf tiefsitzende biographische Tatbestände zurückzuführen sind. Man kennt ja die sich im Kreis drehenden Diskussionen, oftmals über einzelne Wörter, als ginge es ums Ganze. Die eine Seite versteht nicht, warum sich die andere dreht und windet, obwohl man sich einander doch scheinbar schon weit angenähert hat. Derartige kommunikative Schwierigkeiten deuten auf wunde Punkte hin – und wer darüber unsensibel hinweggeht, darf sich nicht wundern, einer ungehörigen „Ellbogenmentalität“ geziehen zu werden.⁶ Zugrunde liegt, dass der explizite Begründungszusammenhang der betreffenden sozialtheoretischen Perspektive unvollständig ist und erst durch einen biographischen Entdeckungszusammenhang des Theoretikers vervollständigt wird, was aber nicht selten implizit oder sogar ganz im Verborgenen bleibt. Und auch wenn man sich diesen Entdeckungszusammenhang klar machte, hätte

⁶ So wie es z. B. Hartmut Esser von Seiten Max Millers (1994) widerfuhr, dessen wunder Punkt ganz offensichtlich ein tiefer Unglaube an rein rational und eigennutzmotivierte Kooperation ist.

man noch keine Verständigung herbeigeführt. Die eine Seite wüsste dann, warum die andere so denkt, wie sie denkt – aber übernimmt diese Denkmuster nicht, weil die eigenen Lebenserfahrungen andere waren und sind. Wer z. B. mit Pettenkofer nun weiß, wie Goffmans Blick auf Interaktionssituationen geprägt worden ist, findet ihn dadurch für sich selbst nicht plausibler. Doch er kann dann zumindest davon ausgehen, dass nicht der Starrsinn oder die Kleinlichkeit des Gegenübers, sondern existentielle Befangenheiten dafür verantwortlich sind, dass er sich nicht mehr weiter bewegt.

Was für denjenigen gilt, der eine Sozialtheorie ursprünglich ausgearbeitet hat, kann durchaus auch auf die nachfolgenden Generationen von Anhängern dieser Perspektive zutreffen. Wer sich, im Studium beginnend, früher oder später zwischen den verschiedenen theoretischen Perspektiven entscheiden muss, wozu auch eine persönliche Kombination von Perspektiven gehören kann, trifft diese Entscheidung zumeist nicht einfach bloß danach, was gerade vor Ort oder in einschlägigen Zirkeln angesagt ist. Das sind in der Regel allenfalls Zusatzgesichtspunkte; sonst wäre beispielsweise kaum erklärbar, dass man selbst in Köln oder Heidelberg auf Luhmannianer stößt und dass diese sogar in wenig sympathisierenden Umgebungen an ihrer Perspektive festhalten. Die Entscheidung beruht vielmehr – so meine Vermutung – in starkem Maße auf der Affinität der expliziten oder eben auch impliziten Botschaften einer sozialtheoretischen Perspektive mit den Lebenserfahrungen derer, die dieses Angebot sondieren. Anders gesagt: Man wird weder zufällig noch allein, weil man zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort ist, noch schließlich aus Reputationskalkül oder anderen Opportunismen heraus zum Anhänger einer bestimmten sozialtheoretischen Perspektive – ausschlaggebend sind vielmehr Übereinstimmungen dieser Perspektive mit eigenen Lebenserfahrungen, wie sie sich biographisch aufgeschichtet haben und in den Praktiken der alltäglichen Lebensführung niederschlagen. Auch hier gilt zum einen, dass ganz neue Lebenserfahrungen Theoriebindungen lockern oder auflösen können. Zum anderen sind Theorieperspektiven aber ein Set von Regeln, die bei der weiteren Nutzung und Ausarbeitung einer Theorie eine Eigenlogik entfalten und sich so irgendwann auch über konstante oder sich ändernde Lebenserfahrungen hinwegsetzen können. Dann bleibt man eben dem ängstlichen Blick des „Goffmenschen“ (Hitzler 1992) verhaftet, auch wenn man die Aufsteigerängste längst hinter sich gelassen hat. Die der Herkunft und „Flugbahn“ geschuldete „Hysteresis“ (Bourdieu 1986) hat zu wirken aufgehört; nun regiert die „Hysteresis“ der einmal getroffenen Theorie-Entscheidung.⁷

⁷ Nutzen-Kosten-Abwägungen, wie sie die gleich noch angesprochene Rational-Choice-Perspektive akzentuiert, mögen hinzukommen: Eine neue Theorie-Sprache zu lernen ist

Stellt man diese biographischen Aufladungen sozialtheoretischer Perspektiven sowohl bei deren Begründern als auch bei der späteren Gefolgschaft in Rechnung, gelangt man zu einer komplementären – und kombiniert zu einer vollständigeren – Erklärung für das Panorama „multipler Paradigmatase“ (Luhmann 1978, S. 58), dem wir in der Sozialtheorie gegenüberstehen, und unsere Formen des Umgangs damit. Bestimmte Praktiken, die hier vorzufinden sind, lassen sich in der Tat à la Rational Choice als Konkurrenzvermeidung des Sozialtheoretikers als Homo oeconomicus durch Markenbildung und Markenbindung verstehen (Schimank 2012); doch das, was ich hier an Überlegungen präsentiert habe, spricht eine andere Sprache. Es geht offenkundig auch um Sozialtheoretiker als Identitätsbehaupter (Schimank 2000, S. 121–143) durchaus auf der Linie eines „Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“ Das erkennt man, wenn man sich viele der in diesem Band präsentierten sowie weitere Gründungsszenen vergegenwärtigt. Gemeinhin finden wir Identitätsbehaupter sympathischere Zeitgenossen als opportunistische Nutzenmaximierer; man sollte freilich nicht übersehen, dass Identitätsbehaupter sehr dickköpfig sein können, was in Theoriedebatten schon hier und da zu anhaltenden Frustrationen geführt hat.

Literatur

- Bourdieu, Pierre. 1986. Die biographische Illusion. *BIOS* 3 (1): 75–81.
- Habermas, Jürgen, und Niklas Luhmann. 1985. *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie – Was leistet die Systemforschung?* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hitzler, Ronald. 1992. Der Goffmensch. Überlegungen zu einer dramatologischen Anthropologie. In *Soziale Welt* 43 (4): 449–461.
- Lakatos, Imre. 1970. Falsification and the methodology of scientific research programmes. In *Criticism and the growth of knowledge*, Hrsg. Imre Lakatos und Alan Musgrave, 91–195. London: Cambridge University Press.
- Luhmann, Niklas. 1978. Handlungstheorie und Systemtheorie. In *Soziologische Aufklärung 3– Soziales System, Gesellschaft, Organisation*, Hrsg. Niklas Luhmann, 58–76. Wiesbaden: VS.
- Luhmann, Niklas. 1984. *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas. 1987. Biographie, Attitüden, Zettelkasten. Ein Interview mit Niklas Luhmann. In Niklas Luhmann, *Archimedes und wir*, 125–155. Berlin: Merve.
- Miller, Max. 1994. Ellbogenmentalität und ihre theoretische Apotheose: Einige kritische Anmerkungen zur Rational Choice Theorie. *Soziale Welt* 45 (1): 5–15.
-

eine anstrengende Phase des Switchens, in der man zeitweilig wenig publizieren kann; und man gibt soziale Netzwerke des alten Lagers auf, ohne noch neue geknüpft zu haben.

- Nassehi, Armin. 2004. Sozialer Sinn. In *Bourdieu und Luhmann. Ein Theorienvergleich*, Hrsg. Armin Nassehi und Gerd Nollmann, 155–188. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Raub Werner, und Thomas Voss. 1986. Die Sozialstruktur der Kooperation rationaler Egoisten. Zur „utilitaristischen“ Erklärung sozialer Ordnung. *Zeitschrift für Soziologie* 15 (5): 309–323.
- Reichenbach, Hans. 1938 *Experience and prediction. An analysis of the foundations and the structure of knowledge*. Chicago: University of Chicago Press.
- Schimank, Uwe. 2000. *Handeln und Strukturen. Einführung in die akteurtheoretische Soziologie*. München: Juventa.
- Schimank, Uwe. 2012. Markenbildung und Markenbindung auf dem Theorie-Markt – Eine Notiz zur Soziologie der Soziologie. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 1 (1): 10–16.

Gründungsszenen soziologischer Theorie

Farzin, S.; Laux, H. (Hrsg.)

2014, VI, 231 S. 1 Abb., Hardcover

ISBN: 978-3-531-19800-2